

Mosaik : aus den Erinnerungen eines Rheinfelders

Autor(en): **Broechin, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rheinfelder Neujaahrsblätter**

Band (Jahr): - **(1946)**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-894969>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mosaik

Aus den Erinnerungen eines Rheinfelders

Ernst Broechin

.... So bin ich im Geiste wieder im Elternhaus, in der alten, ruhigen Kirchstraße. Zwei schöne Kastanienbäume stehen vor dem Eingang zum Schulhaushof. Es sind prachtvolle Bäume, von denen der eine rote, der andere weiße Kerzen trägt. Fünf Ecksteine umgeben den Platz. Wohl sind es keine Juliersäulen, die Geschichte bedeuten; für mich aber sind sie der Spielplatz meiner Jugendzeit, — und das ist mir mehr wert.

Jedesmal wenn ich nach Hause komme und über diesen Platz gehe, muß ich an meine Kinderzeit und Jugendkameraden denken. Dann erlebe ich im Geist wieder jene Zeit, da der Zirkus Knie in seinen Anfängen und mit primitiven Mitteln Vorstellungen gab. Ich erinnere mich an die Wunder jener Tage und höre noch die Worte des alten Vaters Knie, die er immer zum Schlußakt ausrief: „Meine Herren! Die Seile fest anziehen, die Vorführung ist mit Lebensgefahr verbunden!“

O, wie bekam ich dann gewöhnlich eine Gänsehaut, und mit hämmerndem Herzen schaute ich den Vorführungen auf dem hohen Seil zu, das, vom Dach des alten Schulhauses ausgehend, über den ganzen Hof gespannt war. Und wenn dann der junge Eugen mit Feuerwerk über das Seil hinwegschritt und in der Mitte einige halsbrecherische Experimente ausführte, so stockte mein Atem, und ich mußte die Augen schließen, bis endlich der Beifallssturm einsetzte und die Stimme Vater Knies gar vernehmlich ertönte: „Meine Damen und Herren! Für diese Extraaufführung werden

wir noch eine kleine Teller Sammlung einschalten. Bitte, drücken Sie sich nicht; jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert!"

Trotz des furchtbaren Gestankes, der nach dem Feuerwerk und der bengalischen Beleuchtung auf dem Schulhaushof herrschte, mußte ich immer wieder das hohe Seil und die unter mir wogende Menge der Schaulustigen bewundern. Ich kam mir auf unserer Terrasse wie ein Märchenprinz vor, für den ganz allein diese Vorstellung gegeben wurde.

Wenn dann der Platz wieder geräumt und die Wagen der Künstler abgefahren, so bemühten wir Kinder uns, alle gesehenen Kunststücke nachahmen zu können. Wochenlang spukte der Geist der Künstlerfamilie Knie in unsern Köpfen. Auf der Mauer bei der Milchhandlung Fader übten wir die Kunst des Seillaufens und jener Akrobatik, die wir erfassen und mit der Kühnheit der Jugend ausführen konnten. Für jene Kameraden, die bereits eine größere Geschicklichkeit an den Tag legten, war das Eisengeländer auf dem alten Kirchplatz der Treffpunkt, um die Künste zu vervollständigen und den Mut unter Beweis zu stellen.

Auf diesem Eisengeländer ging es nach unserem Begriff sehr rassig zu, bis gewöhnlich der in der Nähe wohnende Sigrift Dufbaumer allen Kunststücken, die meistens in eine Balgerei ausarteten, ein Ende machte.

Der Spielplatz hinter der Kirche und unter den Platanenbäumen war aber auch ein idealer Vergnügungsort für uns Kinder. Wir wußten ja nicht, daß der Ort, auf dem wir herumtollten, früher ein Gottesacker gewesen. Hie und da fanden wir Knochen menschlicher Skelette, was uns allerdings nicht stark beeindruckte; unsere Gedanken waren nicht auf die Vergänglichkeit gerichtet. Im Gegenteil: diese Funde machten den Platz nur umso beliebter, besonders da „Fangis“, „Räuberlis“ und andere Spiele in idealster Form ausgeführt werden konnten.

Daß wir um die Mittagszeit und nach dem Nachtessen

beim Blockenläuten mithelfen durften, war stets ein großes Erlebnis. Wir richteten es immer so ein, daß wir unsere Milchkannen im Laden der Handlung Fader einstellen konnten, um dann im Tempo in den Kirchturm zu eilen, wo der Sigrift froh war, beim Blockenziehen Hilfe zu haben. Das Ausschwingen der großen Blöcke war stets der Höhepunkt des Läutens, denn wir konnten uns an den Seilen in die Höhe ziehen lassen, was immer eine besondere Freude auslöste. Wenn dann nach diversen Exkursionen im alten Kirchturm der Heimweg verspätet angetreten wurde, läutete gewöhnlich noch der Vater auf meinem Hosensboden herum, was ich ebenfalls nicht vergessen habe.

Als ich später diese meine Kirchturmerlebnisse meinem väterlichen Freund Meinrad Sienerer erzählte, konnte ich mit Befriedigung feststellen, daß auch er in seiner Jugendzeit nicht viel braver gewesen. In seiner launigen Weise hat er mir oft von seinen Lausbubenzeiten im alten Einsiedeln erzählt, wobei ich registrieren mußte, daß seine Heldentaten meine Erlebnisse bei weitem in den Schatten stellten.

Ich darf schon sagen, daß meine Jugendzeit in der alten RheinStadt ihren eigenen Reiz hatte. Damals waren die Straßen und Winkel des Städtchens noch nicht in so sauberer Verfassung, wie dies heute der Fall ist. Der alte Stadtbach war größtenteils noch ungedeckt und für uns Knaben und Mädchen ein Tummelplatz erster Güte. Fast bedaure ich die heutige Jugend, die im Zeitalter der Sachlichkeit und der modernen Hygiene allen jenen Zauber missen muß, den wir noch erlebten und richtig ausnützten.

Ein großer Teil meiner Schulkameraden wohnte in der Nähe meines Elternhauses. Ihre Heimstätten, die zu den ältesten Gebäuden der Stadt zählten, waren für uns Knaben voller Beheimnisse und fast unergründlicher Forschungsarbeit.

Das Elternhaus meines Freundes Hans hatte den Vorzug, daß man bei hellem Wetter von seinem obersten Estrich

aus die Münstertürme von Basel sehen konnte; wenn der Föhn durch das Land zog, türmten sich sogar die nebelhaften Umrisse der Vogesen auf. Wir wußten, daß man sich in jener Gegend in einer Sprache verständigte, die uns später während unserer Bezirksschulzeit oft schweren Kummer und Verdruß bereitete.

In diesem Zusammenhang muß ich an unsern Sprachlehrer, Herrn Carl Carl aus dem Unterengadin, denken. Ein fröhlicher, grundgütiger aber auch strenger Magister, der besonders mit mir immer seine liebe Not hatte! Wie oft hat er mich verzweifelt angeschaut, wenn ich falsch konjugierte oder meine Wörter ungenügend auswendig gelernt. Ich habe ihm viel Verdruß bereitet, was mir jetzt noch zu Herzen geht: doch weiß ich wiederum, daß er sich mächtig freuen würde, wenn er noch erlebt hätte, daß sein ehemaliger Schüler heute Lieder in allen Idiomen seiner romanischen Heimat schreibt, und daß die Schüler in Tschlin, Bravuogn oder Salux aus ihrem Schulgesangbuch romanische Weisen erklingen lassen, deren Autor in der alten RheinStadt geboren und vor Jahren ein schlechter und fauler Schüler ihres Landsmanns Carl Carl aus Sent war. — —

Auch bei meinem Freund Edgar, der unlängst fern der Heimat gestorben, war ich oft zu Gast. Sein Elternhaus und vor allem das kleine Gärtchen mit zwei Kastanienbäumen, umgeben von einer hohen Mauer, waren ein beliebter Spielplatz. Vorab waren es die beiden Bäume, die einen idealen Tummelplatz bildeten. Heute noch sind mir die zer-rissenen und beschmutzten Hosen in lebhafter Erinnerung, und die nachfolgenden Episoden, die sich zu Hause abspielten, gehören zu jenen Begebenheiten, von denen man lieber schweigt.

Berne erinnere ich mich an unsere Vorführung einer primitiven „Laterna magica“, die damals als Neuheit eine ganz ungewöhnliche Entdeckung war, und deren Vorführung uns im Ansehen bei den Kameraden mächtig hob,

Leider wurde dieses „Plus“ meistens in der Schule wieder bedenklich zurückgeschraubt, so daß mir jede Freude am Schulbetrieb genommen wurde. Gott sei Dank sorgten die Eltern immer wieder dafür, daß auch dort der Antrieb nicht versagte.

Eine große Freude war für uns Knaben das Jagenumwobene „Schützenloch“, wo jetzt der Turnplatz angelegt ist. Da denke ich besonders an den unterirdischen Gang, der unter dem ehemaligen Bloor-L'Orsa-But — jetzt Hotel Schwanen — durchging und irgendwo beim Stadtbach wieder ins Freie führte. Das war ein Weg, an dem nur ganz Unerschrockene teilnehmen konnten. Abgesehen von der Angst des niedrigen Durchschlupfes und seiner für unsere damaligen Begriffe lange und unbequeme Höhlenwanderung war es auch eine Angelegenheit, die mit gewissen Gefahren für unsere Köpfe und Kleider verbunden war. Jedes Mitglied einer solch mutigen Expedition mußte sich im klaren sein, mit zerrissenen oder beschmutzten Kleidern seinen Heimweg antreten zu müssen.

Im Winter war dann das Schützenloch auch eine ideale Schlittelgelegenheit. Auf unsern „Höckerchen“, die damals Mode waren, jausten wir über die vielen Hindernisse hinunter und konnten uns nicht genug tun, daß die Fahrt recht gefahrvoll verlief. Davoser Schlitten waren in jener Zeit bei uns noch wenig bekannt, und wären solche aufgetaucht, so hätte man mitleidig über diese Mädchenschlitten gelächelt. Die Höckerchen waren für uns Knaben das einzig richtige: klein und rassig und für unsere oft verprügelten Hosenboden einzigartig. Wie muß ich für mich lachen, wenn ich heute große und gewichtige Herren im Auto vorbeifahren sehe, die in meiner Jugendzeit auf den kleinen Höckerchen das Schützenloch hinunterfuhren, um dann mit Löchern in Strümpfen und Hosen heimkehren zu müssen!

Eine besonders exquisite Angelegenheit waren damals die schon längst abgeschafften „Bochselabende“. Es besteht

eine ganze Legende über den Ursprung dieses Brauches, die ich hier nicht aufführen möchte. Die Sitte — oder Unsitte — des Bochselsns wurde von Knaben und Mädchen um die Adventszeit herum jedes Jahr aufgefrischt. Wir zogen, sobald es dunkel wurde, durch die Straßen und Gäßchen der Stadt und warfen mit starkem Knalleffekt Bohnen und Erbsen an die Fenster der beleuchteten Häuser, um dann eiligst wieder zu verschwinden. Das ganze Amusement bestand darin, die Leute recht zu erschrecken, wobei oft infolge zu starken Bombardements Fenster eingeschlagen wurden. Ich erinnere mich noch gut an jene Auswüchse, wo besonders „Bezugsberechtigte“ Kaffeebohnen für diese Lumperei verwendeten, wohl zur Freude der Eltern, die plötzlich von einer leeren Kaffeebüchse Notiz nehmen mußten. Daß natürlich oft kleine Steine in Mischung gebracht wurden, ist selbstverständlich.

An diese Bochselaube habe ich eine Erinnerung für mein ganzes Leben mitbekommen. Als wir wieder einmal zu dieser Lumperei auszogen, wurden vor allem jene Fenster bearbeitet, wo man gewöhnlich am stärksten reagierte; dies war natürlich auch der Hauptreiz. Mein Freund Albert hatte den Rumpel und den Schulhaushof übernommen, während ich mein Anwesen in der obern Brodlaube und der Kirchgasse ausführte. Auf beiden war der Effekt so groß, daß wir eiligst die Flucht ergreifen mußten.

An der Ecke meines Elternhauses prallten wir aber derart aufeinander, daß ich einige Augenblicke das Bewußtsein verlor. Das Resumé war: Freund Albert trug für längere Zeit einen währschaffen „Höcker“ auf seiner Stirne herum, während ich mir das Nasenbein gebrochen hatte, was mir noch heute eine recht unangenehme Erinnerung ist. Wie ich diesen Unfall meinen Eltern mundgerecht machte, weiß ich nicht mehr . . .